

Vertriebene aus dem Sudetenland

Günther Böhm

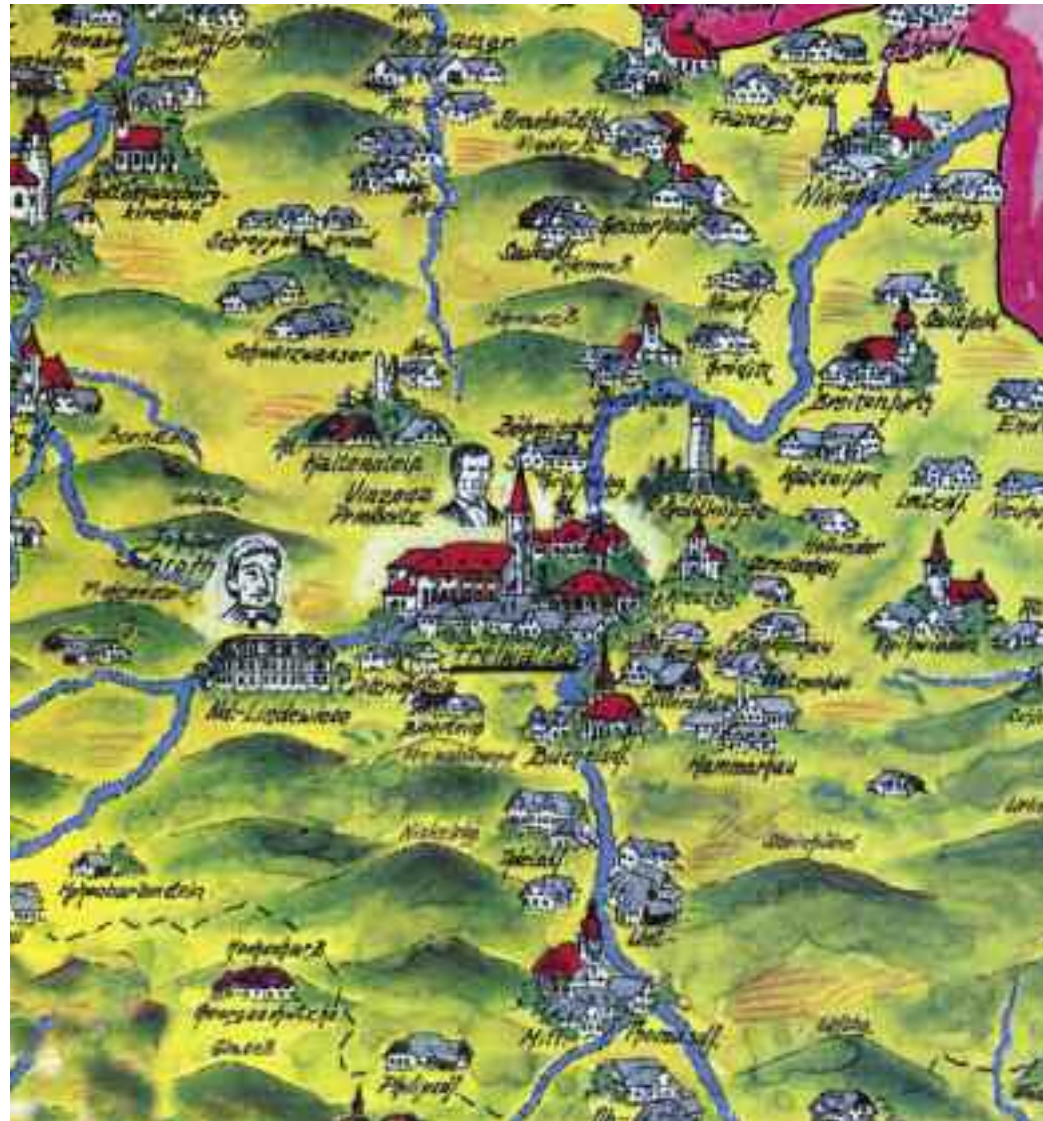


Viele Sudetendeutsche aus dem Biele-tal im Altvatergebiet (östlichster Teil des Sudetengebirges) mit der Kreisstadt Freiwaldau kamen 1946 nach Mosheim und in die umliegenden Orte.

Am 7. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg. In Reims fand die Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde statt, die am Tag danach auf russischen Wunsch in Karlshorst bei Berlin wiederholt wurde.

Die Vertreibung der Sudetendeutschen wurde schon während des Krieges von dem tschechischen Exil-Präsidenten Edvard Benesch von London aus geplant und vorbereitet.

Vom Mai 1945 bis Dezember 1946 wurden insgesamt zirka 2,8 Millionen Sudetendeutsche aus ihrer Heimat vertrieben. Rund 700 Jahre hatten ihre Vorfahren in Böhmen, Mähren und Österreich-Schlesien gelebt. Sie hatten die Länder der Böhmisches Krone mit aufgebaut und kultiviert, hatten 392 Jahre zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehört, 20 Jahre zur Tschechoslowakei, 7 Jahre zum Deutschen Reich und nochmals ½ Jahr zur Tschechoslowakei.



Karte des Biele-tales mit der Kreisstadt Freiwaldau.

Wenige Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges (1939 bis 1945), im Oktober 1945, erfolgte die Enteignung der Sudetendeutschen durch die Tschechen. Die Bauern konnten nur noch unter Aufsicht der Tschechen auf ihren Höfen wohnen und arbeiten. Die übrigen arbeitsfähigen Personen wurden auf Höfen von Tschechen oder in Fabriken zur Arbeit herangezogen.

Das Jahr 1946 war die eigentliche Hauptphase der Vertreibung. Am 3. Mai 1946 erhielten die Bewohner unseres Dorfes den Ausweisungsbescheid über die Gemeindeverwaltung. Die Vertreibung vollzog sich unmittelbar danach, vom 5. bis 8. Mai 1946. Häuser und Wohnungen mussten innerhalb weniger Stunden geräumt werden.

In Windeseile packten wir das Wichtigste und Notwendigste zusammen. Meine Eltern verstauten ihre Habseligkeiten in meinem großen, schwarzen Kinderwagen. Ich, mit meinen 2 ½ Jahren, kam oben drauf. Das hatte den Vorteil, dass wir nie kontrolliert wurden.

Bis zum 12. Mai 1946 kampierten wir in einer ehemaligen Munitionsfabrik in Niklasdorf. Danach wurden wir für die Abreise in Viehwaggons verfrachtet. Ich erinnere mich noch heute, wie ich in der Ecke eines Viehwaggons lag. Kurz vor der Abfahrt schaute unser Mitbürger Teichmann noch einmal zur Waggontür heraus, um einen letzten Blick auf die Heimat zu werfen. In diesem Augenblick wurde die Waggontür zugeschlagen, seine Schulter und sein

Über eine Persönlichkeit, die mit seinen vertriebenen Landsleuten nach Mosheim kam, soll kurz berichtet werden – über Josef Reichel, den Altbürgermeister von Böhmischdorf. Im Jahr der Vertreibung hatte diese Gemeinde fast 3000 Einwohner.

Bürgermeister Josef Reichel war der Sohn des Bauern Josef Reichel, Besitzer eines alten Erbgerichtshofes in Sandhübel. Er heiratete eine Einwohnerin aus Böhmischdorf. Am 22. November 1931 wurde er zum Bürgermeister gewählt. Er verwaltete dieses Amt mit viel Geschick. Dabei gelang es ihm, die Gemeindeschulden abzutragen und noch einen namhaften Betrag für den geplanten Schulneubau bereitzustellen. Da es im Dorf mehrere Familien mit dem Namen Reichel gab, nannte man ihn nur den „Schulreichel“. Josef Reichel war Bürgermeister bis zur Auflösung der politischen Parteien nach dem 1. Oktober 1938 und somit der letzte freigewählte Bürgermeister der Gemeinde Böhmischdorf. *)

*) Quelle: Heimatgruppe Freiwaldau-Bielethal (Altvater 1991), Hsg.: Drei Dörfer im Altvaterland, S. 190/91



Gerhard Riedemann

Kopf wurden eingeklemmt. Noch heute sehe ich, wie das Blut aus seiner Platzwunde herabfloss.

Am 15. Mai 1946 kamen wir in Wabern an und wurden zunächst auf die Säle der Gasthäuser „Zur Krone“ und „Zum Landgrafen“ verteilt. Zwei Tage danach holten uns Militär-LKW und Traktoren mit Anhänger ab und brachten uns in

die umliegenden Dörfer und Kleinstädte Homberg, Melsungen und Borken.

Ich landete mit meinen Angehörigen in Mosheim. Auf der „Schwemme“^(*), vor der Kirche, wurden wir „ausgeladen“. Etwa 550 Personen mussten nun eine Unterkunft finden. Dicht gedrängt, mitunter mit mehreren Fami-

*) Bei der Namensgebung der Mosheimer Straßen wurde fälschlicherweise aus „Schwemme“ der Straßename „Zur Schwämme“.

lien, wohnten wir unter einem Dach. Bis auf ganz wenige Ausnahmen verlief alles recht harmonisch. Die neue Situation war nicht nur für die Flüchtlinge, sondern auch für die Einheimischen eine enorme Umstellung und eine riesige Belastung.

Immerhin wohnten jetzt mehr Flüchtlinge – einschließlich der Ausgebombten – als Einheimische in Mosheim. Meine Eltern und ich, sowie die Großeltern meiner Mutter, kamen bei dem Bauern Pitz (Hausname Peules) unter. Die Großeltern starben innerhalb von vier Wochen. Einen alten Baum kann man eben nicht verpflanzen.

Zeitreise eines Flüchtlingsjungen

Nachdem alle Vertriebenen ein Dach über dem Kopf hatten, fingen sie an, sich vor Ort zu orientieren und zu organisieren. Sie mussten sich erst bei der Gemeinde melden, um an die begehrten Bezugskarten für Lebensmittel und Bekleidung zu kommen. Gleichzeitig wurde man als Bewerber für eine Arbeitsstelle registriert.

Jetzt galt es, Vorräte zu schaffen, für das leibliche Wohl und für eine warme Stube zu sorgen. Die Leute strömten in Scharen zum Holz sammeln in den Wald, der nach kurzer Zeit bestens aufgeräumt war. Einige Einheimische sollen geklagt haben: „Inse scheene Holzwaald!“

Meine Oma Schneider war für mich eine wertvolle Lehrmeisterin. Sie gab

mir dünne Äste in die Hand und band mir später sogar ein Bündel Holz auf den Rücken. Das war zunächst die einzige Transportmöglichkeit. Je nach Jahreszeit sammelten wir dann Waldhimbeeren, Heidelbeeren, Pilze und Bucheckern. Aus diesen schlug die Rhündaer Mühle Öl. Um Heidelbeeren pflücken zu können, wurden wir mit einer Pferdekutsche oder einem Lanzbulldog nach Beisheim oder Lichtenhagen gefahren, sogar auf der Autobahn von Ostheim bis Remsfeld. Später kamen Fahrräder zum Einsatz. Aus Zuckerrüben kochten wir Sirup. Eine mühsame Tätigkeit war das

Ährenlesen auf den abgeernteten Getreidefeldern. Bis zum Dreschen wurden die Ähren in großen Jutesäcken aufbewahrt. Wenn man fleißig war, kamen bis zu zwei Zentner Roggenkörner zusammen, die in der Rhündaer Mühle zu Mehl gemahlen wurden, das dann zu Bäcker Wiedemann nach Falkenberg wanderte. Für einen Laib Brot fielen nur noch die Backkosten an.

Wir legten Schrebergärten an, um Kartoffeln, Gemüse und Mohn anzubauen. Der Mohn wurde zum Backen und Kochen verwendet.

Im Laufe der Zeit trafen die ersten



Drei Mosheimer Jungen, die im Jahr 1960 die Homberger Realschule besuchten.

Von links: Lothar Pfannkuche, Karl-Heinz Trieschmann und Günther Böhm.

Carepakete aus Amerika ein. Sie enthielten Kleidungsstücke, Schuhe und Lebensmittel, wie Reis, Zucker, Kaffee, Mehl und Milchpulver. Sie wurden in den oberen Räumen der Gastwirtschaft „Zur Krone“, unter der Aufsicht von Pfarrer Altmann und Schwester Katharina, verteilt.

Die Firmen Spinnfaser und Henschel in Kassel suchten sehr bald Arbeitskräfte. Mein Vater bekam eine Stelle bei Henschel als Lagerarbeiter, wo er bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1972 blieb. Amerikanische Militärbusse brachten die Beschäftigten zu ihrer Arbeit. In den ersten Monaten stiegen die Arbeiter am alten Autobahnzubringer in Ostheim ein, später fuhren die Busse auch über die Dörfer. In Mosheim gab es zwei Haltestellen: an der Kreuzung bei Helmut Pitz und an der Gastwirtschaft „Deutsches Haus“. Für uns Kinder war es immer ein großer Spaß, von einer Haltestelle zur anderen mitzufahren.

Gehen Sie mit mir gedanklich noch einmal ein paar Jahre zurück!

Da meine Mutter aus der Landwirtschaft kam, fand sie schnell Arbeit bei Pitz (Peules), zumal Arbeitskräfte in der Landwirtschaft benötigt wurden. Hier kam auch der schon erwähnte schwarze Kinderwagen zum Einsatz. Er diente als Transportmittel, wenn es auf die Felder ging, und für mich gleichzeitig als Schlafgelegenheit. Zu jener Zeit wurde das Essen auf die Felder gebracht. Meine Mutter erzählte später oft, dass ich die Essensreste nie

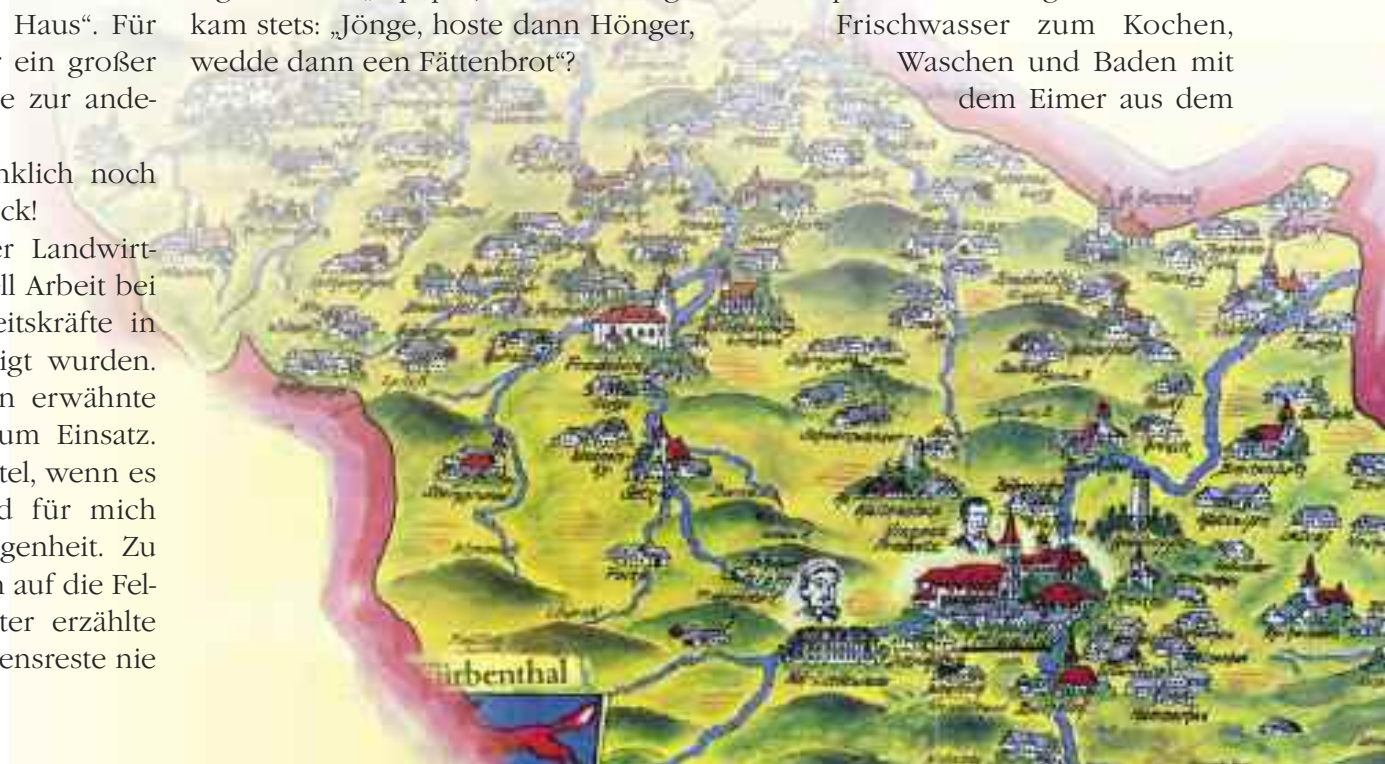
verschmählt habe. Nach „getaner Arbeit“ fand sie mich dann schlafend im Kinderwagen. Landwirt Pitz war bis zu meinem 12. Lebensjahr eine starke Bezugsperson. Er hatte seinen 17-jährigen Sohn im Krieg verloren. In der Wohnstube, in seinem Ohrensessel, habe ich oft auf seinem Schoß gesessen. Er trug eine beige Manchesterhose und rauchte seine langstielige Pfeife mit buntem Tabakkopf. Erst später habe ich verstanden, warum ihm dann immer die Tränen über die Wangen liefen. Ich nannte ihn liebevoll „Opapa“, und er sagte dann: „Du bäst doch min Jönge.“ Da ich immer Hunger hatte, war ein Stück Brot mit Griebenfett und Kümmel nicht zu verachten. Später, als wir schon bei Landwirt Besse wohnten, besuchte ich regelmäßig meinen „Opapa“, und die Frage kam stets: „Jönge, hoste dann Hönger, wedde dann een Fättenbrot“?

Als zweiter Wohnsitz diente ein etwa 16 qm großes Zimmer meiner Tante Sofie bei Landwirt Besse. Im Zimmer davor wohnte meine Oma Marie Schneider mit ihren drei Kindern. Im unteren Bereich waren Herr und Frau Nase untergebracht. Alle drei Zimmer dienten als Küche und Schlafräum. Durch das „Aufeinanderhocken“ kam es zwangsläufig zu Reibereien.

Als 1947 meine Schwester Brigitte zur Welt kam, wurde uns ein zweiter Wohnraum zugewiesen.

Zirka 1950 bezogen wir zwei Räume bei Landwirt Emmeluth. Auf gleicher Ebene wohnte Frau Schönwälder und im Erdgeschoss die Familie Emmeluth mit Sohn Heiner und Großeltern. Trotz der Enge lief alles recht harmonisch ab. So langsam verbesserte sich die Lebensqualität. Allerdings musste das

Frischwasser zum Kochen,
Waschen und Baden mit
dem Eimer aus dem



Keller geholt werden. Ein zweiter Eimer für das Schmutzwasser stand daneben. War der voll, wurde er in die „Kangel“ an der Straße ausgegossen. Einmal in der Woche badeten wir in einer großen Zinkwanne. Um Wasser zu sparen, kamen wir Kinder zuerst dran, dann die Eltern, wohlgemerkt in demselben Wasser.

In der Zwischenzeit hatte meine Mutter eine Anstellung bei Fräulein Wagner (Ecken Trinchen) gefunden. Neben der Hausarbeit war die Bewirtschaftung der ca. 28 Acker Land mit zwei Kühen ihre Aufgabe. Hier bekam ich schon einen Überblick über die Arbeit in der Landwirtschaft. Meine Mutter zeigte mir, wie man Kühe melkt, mit einer Sense umgeht und sie dengelt, wie man Strohseile dreht und die Garben damit zusammenbindet und danach die Hügel aufstellt. Zwangsläufig hielten sich meine Schwester Brigitte und ich tagsüber bei Fräulein Wagner auf. Mit meiner Cousine Helga Besse (verh. Paul), mit Helmut und Hannelore Otto, Hilde und Werner Freund verbrach-

ten wir viele Jahre unserer Kindheit in der „Ecke“.

Lassen Sie mich ein paar Begebenheiten erzählen: Im Garten hinter dem Wagnerschen Haus stand ein Hühnerstall. In den Sommermonaten war darin die Glucke mit ihren Küken untergebracht. Danach diente sie uns Kindern als Omnibus. Auf Holzklötzen sitzend, ich als Lenker, dahinter Brigitte und Helga, so bereisten wir die uns damals bekannte Welt. Ein großes Ereignis war das Schlachten. Dafür wurde eigens das Wohnzimmer ausgeräumt und mit dem großen, weißen Leiterwagentuch, das im Sommer während der Ernte auf dem Leiterwagen ausgespannt war, abgedeckt. Ein zweites Großereignis war im Herbst das Dreschen. Schlepperfahrer Willi Otto bugsierte die schwere, eisenbereifte Dreschmaschine mit dem Lanzbulldog von Bauer Bernhard Wenderoth in die Scheune. Bei Wagners war das nicht so einfach, weil die Zufahrt zur Scheune

leicht anstieg. Damit der Untergrund möglichst trocken war, mussten wir Kinder mit Messern den Dreck und das Unkraut zwischen den Pflastersteinen herauskratzen. Zur Belohnung durften wir mit den Helfern am Dreshtag beim Kaffeetrinken dabei sein. Es gab den bekannten Streuselkuchen (Maschinenkuchen).

Bis Anfang der 1950er Jahre war das amerikanische Militär präsent und fuhr des öfteren mit seinen Fahrzeugen und Panzern durch unseren Ort. Für uns Kinder war das immer ein aufregendes Ereignis, da uns die Soldaten kleine Tütchen mit Zucker, Schokolade oder Döschen mit Marmelade zuwarfen. Wir animierten sie mit dem Ruf: „Schokoläd, Schokoläd“. Anfang der 50er Jahre fand ein Großmanöver statt. Das Feldlager mit Kommandostelle war auf den Wiesen oberhalb der heutigen Gärtnerei Hain. Trotz elterlichen Verbots waren wir Kinder natürlich mitten unter den Soldaten, ich mit meiner blondgelockten, vierjährigen Schwester Brigitte. Ein farbiger Soldat ließ sie nicht aus den Augen. Mit einem Stückchen Schokolade versuchte er, mit ihr in Kontakt zu kommen. Nach einiger Zeit nahm er Brigitte in beide Hände, hob sie hoch und drückte sie an sich. Meine Schwester war daraufhin so erschrocken, dass sie laut schrie und strampelte. Der Soldat war nicht minder erschrocken und stellte sie sofort wieder auf die Erde. Brigitte suchte Schutz bei mir und schluchzte immer wieder: „Angst vor schwarzem



Mann.“ Da der Soldat recht gut deutsch sprach, musste er schmunzeln. Er zog einige Fotos seiner Frau und seiner drei Kinder aus seiner Uniformjacke. Da er schon einige Jahre von zu Hause weg war, vermisste er seine Familie sehr. Mit einem Kuss auf ein Bild und Tränen in den Augen steckte er die Bilder wieder ein.

1950 wurde ich eingeschult. Jeweils vier Klassen waren in einem Raum untergebracht. Die unteren Klassen unterrichtete Lehrer Franke, die oberen Lehrer Hufschmidt. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Schulspeisung. In großen Töpfen wurden in der Küche von Lehrer Franke Suppen oder Kakao zubereitet. Zu dem Kakao gab es meistens Knäckebrot. Wir Kinder warteten geduldig im Flur vor den Klassenzimmern, um unsere Ration in die mitgebrachten Essgeschirre eingefüllt zu bekommen.

Neben dem Fußballspielen war für uns Jungen das Laufen mit einem Reifen das zu jener Zeit beliebteste Spielzeug, da es nicht viele andere Möglichkeiten gab. Eine ausgediente Fahrradfelge, mit oder ohne Gummibereifung, oder eine Motorraddecke waren Mittel zum Zweck. Mit einem ca. 30 cm langen Stock wurde der Reifen angetrieben, und wir liefen neben her. Später kamen dann die Tretroller in Mode.

Im Winter war natürlich das Schlittschuhfahren angesagt. Neben „Witzels Berg“ waren „Gräben Berg“, der „Hohle Graben“ oder „Neunhebers Weide“ die Rodelbahnen.

Mit zunehmendem Alter kam immer mehr der Wunsch auf, sich ein „Kippengeld“ (Taschengeld) zu verdienen. Rübenvereinzeln während der Ferien oder nach dem Unterricht bot dazu eine gute Gelegenheit. Zudem waren die Landwirte auf Hilfe angewiesen. Stundenlang rutschten wir dann auf Knien über die Rübenfelder. Als Entlohnung gab es ein paar Groschen, zur damaligen Zeit viel Geld.

Meinen damaligen Nachbar Heinz Riedemann und mich verband eine enge Freundschaft. Nicht nur, dass wir am selben Tag Geburtstag hatten, wir hatten auch die gleichen Interessen. Unser liebstes Hobby war das Einsammeln von Alteisen und das Sammeln von Mutterkorn. Altes Eisen, Büchsen, diverse Metalle und die Backenknochen von Schweinen wurden von uns zusammengetragen und im Schuppen hinter der alten Scheune von Riedemanns deponiert. Finden konnte man all das unter Büschen und Hecken oder im Hohlen Graben. Die Metalle wurden wieder eingeschmolzen, die Knochen zu Knochenmehl verarbeitet. In regelmäßigen Zeitabständen wartete ein Alteisenhändler in der Nähe vom Kriegerdenkmal unter der Linde auf seine Kunden. Als Gegenleistung für unsere gesammelten Gegenstände gab es Geld, oder man konnte sich Töpfe oder Glaswaren aussuchen. In meinem Besitz befindet sich noch heute eine Glasschüssel mit einem Erdbeermotiv auf dem Boden. Das Mutterkorn wächst an den Roggenähren,

aber immer nur am Feldrand. Das entartete Korn ist braun bis schwarz und etwa zwei bis drei Zentimeter lang. Wir brachten es zur Apotheke.

Während meiner Schulzeit in Homberg war ich in den Sommerferien im Straßenbau beschäftigt. Die Landesstraße von Mosheim nach Homberghausen wurde erneuert und asphaltiert. Ich musste mit einer Steingabel den groben Schotter verteilen – das war Knochenarbeit. Beim Bau der Landarbeitersiedlung verdingte ich mich als Handlanger. Ich höre heute noch den Ruf: „Steine – Speis“! Blutunterlaufene Fingerspitzen waren die Folge der Arbeit. Von dem verdienten Geld konnte ich mir ein Moped leisten. Nach bestandener Aufnahmeprüfung besuchte ich mit Lothar Pfannkuche ab 1954 die Realschule in Homberg. Karl-Heinz Trieschmann und Heinz Riedemann folgten jeweils ein Jahr später. Die ersten beiden Jahre fuhren wir bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad. Im ersten Winter hatten wir eine Mitfahrgelegenheit mit den Landwirtsjungen, die zur Landwirtschaftsschule fuhren. Ab dem zweiten Winter fuhr dann jeweils ein Bus.

Ob privat, im Sportverein, bei der Feuerwehr oder in der Gruppe, wir hatten viel Spaß miteinander. Unser Treffpunkt war die Gastwirtschaft Trieschmann. Im Laufe der Jahre ging jeder seine eigenen Wege, aber die Kontakte brachen nie ganz ab, bzw. werden durch das Dorfjubiläum neu belebt.